

ZUR PHYLOGENESE UNSERES GESCHLECHTSVERHALTENS

In allen Bereichen des menschlichen Lebens sind stets Elemente integriert, die als biologisches Erbe bezeichnet werden können, die also stammesgeschichtlich zu erklären sind und im menschlichen genetischen Code festgelegt sind. Sie bestimmen weitgehend die "Natur" des Menschen, sind grundsätzlich nicht über das jeweilige Individuum hinaus modifizierbar (d.h. sie ändern sich über sehr viele Generationen hinweg fast nicht, da es keine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt. Diese Eigenschaften werden während des individuellen Lebens durch Umwelteinflüsse mehr oder weniger modifiziert, wobei diese Modifizierbarkeit im einzelnen sehr verschieden sein kann: So wird die Zahl der Wirbelknochen durch Lebenseinflüsse, von ganz seltenen Operationen abgesehen, nicht modifiziert werden können. Andererseits ist der Mensch von Natur aus ein Kulturwesen, d.h. seine Konstitution ist im geistig-seelischen Bereich ganz besonders für Aufnahme von Strukturen angelegt. Innerhalb dieses Bereichs gibt es aber auch Elemente, die völlig frei formbar sind - wie unsere Gedächtnisinhalte und andere, deren Unveränderlichkeit gerade erst sinnvolle Entwicklungen ermöglichen, wie die Physiologie des Lernprozesses an sich, wie Formen der Wahrnehmung, Reflexbewegungen, Instinktbewegungen (in ihren basalen Elementen) und Empfindungs- bzw. Gefühlsqualitäten. Ein gesunder Mensch wird beim Trinken von Wasser, wenn er Durst hat, ein angenehmes Gefühl erleben, bei einem Schlag oder Stich ein unangenehmes. Hingewegen kann die Appetenz zu bestimmten Speisen durch Begleiterlebnisse relativ leicht beeinflusst werden. Spielregeln lassen sich in unendlicher Zahl entwerfen; die Grundmotive aller Spiele sind jedoch nur eine sehr kleine Menge.

Die Grundmotivationen menschlichen Verhaltens sind durch die ökologische Position unserer Vorfahren bedingt, und so lassen sich auch im menschlichen Geschlechtsverhalten hinter der kulturbedingten Variabilität Grundmuster finden, die ihre evolutionstheoretische Begründung haben.

Wie in früheren Heften ausgeführt, geht das Phänomen der Geschlechtlichkeit auf die Bedingungen der Lebensentstehung zurück und findet seine Hauptbedeutung in der Konstituierung und Differenzierung der Art, in seiner ständigen Durchmischung der genetischen Ausrüstung, Bedingung für optimale Adaption und rasche Evolution.

Der Geschlechtsdimorphismus findet seine Begründung in der Arbeitsteilung im Zusammenhang mit Vermehrung und Brutpflege. Die Intensität des Triebes findet in der geschlechtlichen Zuchtwahl seine Ursache.

Die persönliche Bindung entsteht als Bedingung für verlängerte Brutpflege. Diese Phase der Familienbildung dürfte bei unseren Vorfahren in der oberen Kreide oder im frühesten Tertiär, also vor etwa 70 bis 80 Millionen Jahren erreicht worden sein. Zunächst entstanden monogame Familien, zunächst vielleicht nur als Saisonehen, wie das bei vielen Halbaffen heute noch der Fall ist. Mit der Herausbildung der echten Affen und der frühen Menschenaffen (etwa *Aegyptopithecus* vor ca 40 Mill. J.) begann vielfach die Bildung größerer Verbände, zunächst als (polygame) 1- Mann- Horden, später zu noch größeren Gruppen. Bei waldbewohnenden Formen führt das dann meist zu Promiskuität.

Die Primatenentstehung war mit einer Verstärkung der Sexualität verbunden: die Herausbildung des monatlichen Oestrus der Weibchen. Eine weitere Verstärkung erfolgte in der Hominidenlinie, durch Ablösung der Paarungsbereitschaft vom Oestrus, die damit eine ständige wird. Die Herausbildung des hominiden Typs mit aufrechtem Gang, Umformung des Gebisses war sicherlich die adaptive Folge des Übergangs zum Steppenleben. Dieser Übergang ist möglicherweise mehrfach erfolgt, zahlreiche Funde von Ramapitheciden aus der ganzen alten Welt sind vielleicht als "Ökotypus" zu verstehen; sie treten im mittleren Miozän (18-17 Mill. J, Kenyapithecus) auf und reichen bis ins untere Pliozän, (Rudapithecus, Pannon) finden sich also in einem mehr als 10 Millionen Jahre umfassenden Zeitabschnitt. Sie waren alle Bewohner der Steppe bzw. Buschsteppe und hier muß der Übergang zur aufrechten Fortbewegungsweise erfolgt sein. Gleichzeitig ist eine Verlängerung bzw. Entstehung einer ausgeprägten "Nesthockerphase" erfolgt, für die erst nach der Beendigung der vorwiegend kletternden Lebensweise die Voraussetzung war. Für eine ortsgebundene Kinderaufzucht war wiederum die Entstehung größerer Gruppen vorteilhaft, weil damit eine kollektive Verteidigung gegen Raubtiere möglich wurde. Andererseits wurde damit auch die Tendenz zur kollektiven Jagd gefördert, um die Versorgung der stillenden Mütter zu gewährleisten. Der Übergang zum Steppenleben erforderte für einen Menschenaffen eine Reihe von Verhaltensmodifikationen ebenso wie Umkonstruktionen in der Anatomie. Das Freiwerden der Hand durch den aufrechten Gang ermöglichte, gepaart mit der hohen Intelligenz, die Verwendung von geeigneten Werkzeugen als Waffen, die nun dem Erbeuten immer größeren Wildes dienen. Dem hochentwickelten sozialen Verhaltensrepertoire der Menschenaffengruppe überlagert sich eine solches der sozialen Räuber, wie es bei Wildhunden, Hyänen, Wölfen u.a. zu finden ist. Daß dies nicht ganz risikolos war, zeigt der Umstand, daß die Vermehrungsrate des Menschen etwa 2 - 3 mal höher ist, als die der Menschenaffen.

Der Übergang zum Steppenleben mit größeren Sozietäten erfordert eine Lösung der Männchenrivalität. Bei den meisten vergleichbaren Arten (Mantelpavian, Bergzebra) werden die einzelnen Harems bewahrt, die Leithangste bzw. adulten Männchen respektieren den "Besitzstand" gegenseitig. In der Entwicklung zum Menschen hat sich eine sekundäre Monogamie (auf der Basis des "sich verliebens") eingestellt. Vielleicht weil vorher schon eine Auflösung der 1-Mannhorde in Richtung Promiskuität, wie sie bei den heutigen Menschenaffen besteht, erfolgt war. Möglicherweise sind alle diese Tendenzen nicht vollständig ausgereift.

Bei Überlegungen dieser Art darf nicht auf den Umstand vergessen werden, daß die Entwicklung zum Menschen einen immer höheren Grad von Plastizität des Verhaltens brachte, (gleichzeitig auch zunehmende Bedeutung von Tradition); wieweit Plastizität bereits auf dem Primaten niveau wirksam ist, wurde am Beispiel unterschiedlicher Pavianarten im vorigen Heft illustriert.

Diese Plastizität ist selbst zum biologischen Erbe zu rechnen, denn ihre Voraussetzungen sind im hochorganisierten ZNS des Menschen gegeben; seine Architektur ist im Genom programmiert und diese biologische Information ist im Zuge der Evolution nach deren Gesetzmäßigkeiten erfolgt. Dieser Prozeß war im Wesentlichen vor etwa 70 - 40.000 Jahren abgeschlossen. Damit ist der Mensch als geistiges Wesen aber noch nicht gegeben, dieses entsteht in ständiger Auseinandersetzung mit seiner (zunächst noch vorwiegend natürlichen, aber zunehmend auch immer stärker kulturellen) Umgebung, die von Anfang an auch immer eine gesellschaftliche ist; und das ist vorwiegend ein geistiger Prozeß; der Mensch wird als solcher von den in der Gesellschaft tradierten geistigen Inhalten geschaffen, sowohl individuell als auch historisch.

Die zunehmende Plastizität des Verhaltens beruht darauf, daß die ursprünglich recht starre Folge einzelner Instinktbewegungen immer stärker durch Lernvorgänge (Instinkt- Dressurverschränkung) aufgelockert wird, die einzelnen Grundelemente immer freier gefügt werden können. Einzelne Instinktbewegungen stehen stets in einem Netz von Beziehungen, sodaß gleiche Elemente in den Dienst verschiedener Aufgaben treten können. So besteht zwischen dem Bereich des Sexualverhaltens und dem des Imponierhaltens eine Reihe von Querverbindungen auf verschiedenen Niveaus. Stammesgeschichtlich ist das kurze Begegnen zur Paarung die älteste sexuelle Verhaltensweise. Sie war bei unsere Reptilvorfahren gegeben. Hier beginnt die Begegnung mit dem gegenseitigen Bedrohen, wie einem Rivalen gegenüber; das Weibchen leitet die Paarung durch eine spezifische Unterwerfungsgeste ein, die aggressive Erregung des Männchens wird in der Begattung kanalisiert abreguliert. Auf höherem Evolutionsniveau entwickelt sich immer mehr ein ausgeprägtes Werbeverhalten des Männchens, in das primär immer noch stark die Imponiergesten eingebaut sind. Ritualisierte Bewegungen aus dem Brutpflegerepertoire werden häufig eingeflochten, beim Menschen ist es wohl der Kuß, der aus dem Mundfüttern abzuleiten ist. Auch auf höchstem geistigen Niveau (Schiller: Wer ein holdes Weib errungen, stimme seinen Jubel ein) ist das Finden eines wertvollen Partners ein wichtiges Element der Selbstbestätigung.

Hemmung und sprödes Verhalten eines umworbenen Mädchens ist etwas ebenso Natürliches wie die geschlechtliche Anziehung. Trieb und Hemmung stehen in einem Gleichgewichtsverhältnis. Die möglichst lange Werbephase hat die Aufgabe, die persönliche Bindung zu festigen. Dieser Zusammenhang ist bei vielen Arten zu beobachten.

Biologisches Erbe ist wohl auch eine gewisse Mindestautorität, die der männliche Partner für eine gute Dauerbeziehung haben sollte. Ohne Dominanz des Männchens kommt es bei den meisten vergleichbaren Arten zu keiner Paarbildung. Faktisch ist auch zu beobachten, daß in kleinerer, schwächerer, dümmere Mann kaum je von einer Frau gewählt wird.

Typische Ehekrisejahre und Trotzalter der Kinder sind vielleicht auch phylogenetisch zu deuten. Möglicherweise liegen hier rudimentäre Hinweise auf frühere Saisonhehen, bzw. früheres Verselbständigen des Nachwuchses vor. Sicherlich ist die Pubertät die entsprechende biologische Phase beim Jetztmenschen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Agemus Nachrichten Wien - Internes Informationsorgan der Arbeitsgemeinschaft Evolution, Menschheitszukunft und Sinnfragen, Naturhistorisches Museum Wien](#)

Jahr/Year: 19##

Band/Volume: [9](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zur Phylogenese unseres Geschlechtsverhaltens 7-9](#)